

**Predigt von Bischof Prof. Dr. Martin Hein im Gottesdienst am
25.02.2007 (Invokavit) mit der Eröffnung der 14. Aktion „Hoffnung für
Osteuropa“ in der Evangelischen Stadtkirche St. Michael in Schlüch-
tern.**

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn
Jesus Christus, der sich selbst für uns dahingegeben hat.

Predigttext: **Gal 6,9-10**

*⁹Lasst uns aber Gutes tun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit
werden wir auch ernten, wenn wir nicht nachlassen.*

*¹⁰Darum, solange wir noch Zeit haben, lasst uns Gutes tun an je-
dermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen.*

Mit unserer Hilfe für andere ist das so eine Sache, liebe Festgemeinde.
Meistens kommt sie nicht von selbst, obwohl das doch eigentlich der Fall
sein sollte. Schon im Kindergarten lernen Kinder die gutgemeinte Lektion,
dass Helfen und Teilen Freude macht. Aber wenn es dann mal drauf an-
kommt, sieht das ganz anders aus. Dann behält man lieber, was man hat
für sich, und findet Teilen gar nicht so lustig. Eltern oder Erzieherinnen
können ein Lied davon singen, wie früh der Egoismus in uns angelegt ist.
Sollen die anderen doch sehen, wie sie zurechtkommen. Nein, von Natur
aus geben wir ungern ab. Und am liebsten kümmern wir uns um uns
selbst. Anderen Gutes zu tun, für sie da zu sein, ihnen von dem zu ge-
ben, was wir besitzen – das will gelernt sein und braucht eine ständige
Übung! Sonst verkümmert es schnell wieder, oder es stellen sich Ermü-
dungserscheinungen ein. Der Apostel Paulus hat schon Recht, wenn er
Hilfsbereitschaft und Solidarität auch bei uns Christen nicht einfach als
eine Tugend voraussetzt, sondern sie ausdrücklich zum Thema macht.
Das ist nötig – damals wie heute. Und da brauchen wir immer wieder ei-
nen kräftigen Anstoß.

Was Paulus in wenigen Worten an die Gemeinden in Galatien schrieb, ist nichts Geringeres als die Begründung eines ganzen Hilfsprogramms. Und das sieht folgendermaßen aus.

Der Grundsatz lautet: Niemand lebt für sich allein! Wir sind als Kirche Jesu Christi eine wirkliche Gemeinschaft. Der Egoismus, der in uns steckt, verkennt ja, dass wir letztlich nie allein auf uns gestellt überleben könnten, sondern immer auf andere angewiesen sind – von unserer Geburt an und zunehmend bis ins hohe Alter. Wer glaubt, das Leben für sich selbst und womöglich noch auf Kosten anderer meistern zu müssen, kann sich unversehens in aussichtslosen Lagen wiederfinden, aus denen er allein nicht herauskommt. Und wehe, wenn es dann keinen Menschen gibt, der für einen da ist! Paulus hatte einmal von der Kirche als dem Leib Christi gesprochen und damit zu sagen versucht, dass alle aufeinander angewiesen sind, aber sich eben auch auf alle verlassen können. Wenn ein Körperteil leidet, so leiden alle anderen mit. Das macht die Kirche aus – unabhängig davon, ob wir dem immer mit unserem Leben entsprechen: Die Kirche ist eine solidarische Gemeinschaft, in der wir aufeinander achten und einander helfen.

Diese Einsicht bedeutet aber auch: Es geht eben nicht allen Menschen in gleicher Weise gut! Wäre es anders, brauchte es keine Hilfe und auch keine Solidarität. Nein, es gibt tatsächlich große Unterschiede im Lebensstandard: Den einen geht es besser, anderen schlechter, manchen sogar erheblich schlechter – und das gilt nicht nur hier bei uns in Deutschland, sondern erst recht im weltweiten Maßstab. Man könnte schon diese unterschiedlichen Verhältnisse einen Skandal nennen – noch größer aber ist der Skandal, wenn uns das als Christen überhaupt nicht mehr anrührt und wir so tun, als ginge uns das alles nichts an, und wir unseren Frieden damit gemacht haben, dass es uns so gut geht, wie es bei uns weitgehend der Fall ist. Nach menschlichem Ermessen wird es wohl immer un-

terschiedliche Lebensverhältnisse geben: Aber sich damit einfach zufrieden zu geben, ist nicht nur Ausdruck von Egoismus, sondern von Ungehorsam gegenüber dem Willen Gottes.

Weil das so ist, hat es unser Glaube – so sehr er auf Gott bezogen ist – stets mit unseren Nächsten zu tun. Es wäre ein großes Missverständnis und Ausdruck unserer Selbstbezogenheit, wollten wir beim Glauben immer nur schauen, wie es um unser eigenes Seelenheil steht. Gewiss: Am Anfang und vor allem geht es um die Liebe zu Gott, sagt Jesus. Aber unmittelbar fügt er an: Wir sollen deshalb auch unsere Nächsten lieben wie uns selbst. Das heißt: Weil wir wissen, dass Gott uns liebt und dass er uns zum Leben mehr schenkt, als wir brauchen, werden wir fähig, anderen beizustehen. Das Maß der Gaben, die wir von Gott bekommen, bestimmt das Maß unserer Verantwortung. Und da müssen wir unumwunden zugestehen: Wir gerade hier in Deutschland haben viel! Das alles kommt sicher nicht von ungefähr, und es ist auch gar nicht zu bestreiten, dass wir selbst unser Teil dazu beigetragen haben. Aber der Hinweis auf unsere eigenen Leistungen entbindet uns doch nicht von der Verpflichtung, für andere einzustehen, denen es weniger gut geht als uns. Gerade weil wir so viel schaffen konnten, ist unsere Verantwortung groß!

Dabei sollten wir uns als Kirche freilich nicht übernehmen und unsere Kräfte überschätzen. Wir können die soziale Verpflichtung, die etwa in Deutschland der Staat weiterhin hat, keineswegs ersetzen. Da würden wir angesichts der großen Aufgaben eher scheitern. Aber wir können unseren Staat an seine bleibende Verpflichtung, für einen sozialen Ausgleich zu sorgen, beharrlich erinnern, wir müssen es womöglich hörbar einfordern – aber selbst auch das tun, was in unseren Kräften steht. Das betrifft in gleicher Weise die großen sozialen Probleme in der Welt. Prinzipiell gilt: Niemand darf von der Hilfe, die wir als Kirchen oder als einzelne Christen leisten, ausgeschlossen sein. Unsere Zuwendung gilt allen: „Lasst uns Gutes tun an jedermann“, sagt darum der Apostel Paulus mit

Recht. Aber es gibt angesichts der begrenzten Mittel, die wir leider nur haben, doch eine besondere Zielrichtung: Vor allem sollen von uns als Kirche jene unterstützt werden, die wie wir Christen sind, im Lutherdeutsch gesagt: „des Glaubens Genossen“. Damit sind andere nicht ausgegrenzt, aber der Schwerpunkt unserer Hilfe wird deutlich. Und ich bin mir sicher: Wo Christen einander helfen, haben auch andere etwas davon, die nicht zur Kirche gehören!

Zu helfen lohnt sich. Verantwortung übernehmen, bringt weiter. Davon war Paulus überzeugt. Es ist nicht der berüchtigte Tropfen auf den heißen Stein, wenn wir Solidarität üben und anderen Anteil geben an dem, was wir haben. Nein, es trägt etwas aus; es bringt Früchte. Die Verhältnisse verändern sich zum Guten! „Zu seiner Zeit werden wir auch ernten, wenn wir nicht nachlassen.“ Der Ertrag, also das, was unsere Hilfe bewirkt, liegt manchmal gar nicht mehr in unseren Händen. Und das ist gut so. Denn dann merken wir: Die andern sind keine bloßen Empfänger unserer Zuwendungen, sondern sie gehen selbst damit um und machen etwas Sinnvolles daraus. Und auch das sei gesagt: Wenn etwas gelingt, wenn die Verwendung unserer Gaben anderen zur Hilfe wird, dann liegt darauf Gottes Segen. Der kann selbst aus kleinen Unterstützungsmaßnahmen große Dinge entstehen lassen!

Ja, liebe Festgemeinde, im Grunde ist damit das Projekt „Hoffnung für Osteuropa“ umschrieben! Schon zum 14. Mal wird diese Aktion der Evangelischen Kirche und des Diakonischen Werkes eröffnet. Sie lenkt unseren Blick jedes Jahr neu auf die Länder Europas, die bis 1989 durch den „Eisernen Vorhang“ von uns getrennt waren. Diesmal steht bei uns in Kurhessen-Waldeck Ungarn im Mittelpunkt – aus gutem Grund, denn 2007 erinnern die Evangelischen Kirchen in Hessen mit dem „Elisabeth-Jahr“ an die ungarische Königstochter, die vor achthundert Jahren geboren wurde, und die als „Elisabeth von Thüringen“ mit ihrer Hingabe an die

Armen und Kranken eine der wichtigsten Frauengestalten des Mittelalters wurde.

Man muss zurecht fragen: Liegt Ungarn in Osteuropa? Früher schien das der Fall zu sein: Wir sprachen vom „Ostblock“, weil alles in den Machtbereich der Sowjetunion gehörte. Aber wer sich die Geschichte und die Landkarte Ungarns anschaut, wird gewahr: Ungarn lag und liegt immer mitten in Europa. Der Durchlässigkeit der Grenze hin zu Österreich in jenem Sommer des Jahres 1989 verdanken wir, dass innerhalb weniger Wochen alle Grenzen nach Osten fielen. Hier begann die entscheidende europäische Umwälzung.

Oft haben wir nur gesehen, dass in Ungarn – wenn auch in einer besonderen Form – der Kommunismus herrschte, und wir haben viel zu wenig darauf geachtet, wie viele Christen es in diesem Land gibt: vor allem römische Katholiken, aber auch Reformierte und Lutheraner. Alle hatten auf ihre Weise unter den Bedingungen einer kommunistischen Herrschaft zu leiden und konnten nur sehr begrenzt ihren Glauben leben. Das ist anders geworden, Gott sei Dank! Die ungarischen Christen der verschiedenen Konfessionen haben sich mit bewundernswertem Elan daran gemacht, wieder ihren Ort in der Gesellschaft zu finden und für den Glauben einzustehen. Aber das alles geschieht unter viel bescheideneren Verhältnissen als bei uns. Es herrscht auch weiterhin Not. Not aber braucht Hilfe. Und Hilfe braucht Menschen, die Hilfe leisten.

Damit sind wir, ganz im Sinn des Apostels Paulus, unmittelbar bei uns. Wir sind heute gefragt, ob wir es wirklich ernst nehmen, dass wir mit den Christen in Mittel- und Osteuropa eine große Gemeinschaft bilden. Wenn das so ist, dann können wir uns nicht einfach raushalten, sondern sind mit unserer Solidarität gefordert. Ich bin dankbar, dass die Aktion „Hoffnung für Osteuropa“ gerade in unserer Landeskirche eine vergleichsweise große Resonanz findet. Sie könnte noch größer sein! Aber immerhin:

